
Europas Städte zwischen Spätantike und Früher Neuzeit

Rezension von: Elisabeth Gruber, Mihailo Popović, Martin Scheutz, Herwig Weigl (Hrsg.), Städte im lateinischen Westen und im griechischen Osten zwischen Spätantike und Früher Neuzeit. Topographie – Recht – Religion, Böhlau, Wien 2016, 354 Seiten, broschiert, € 60; ISBN 978-3-205-20288-2.

Der Stadt kommt eine zentrale Funktion für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung Europas zu. Deren Wurzeln reichen bis in die Antike zurück, wo in den griechischen Städten die Demokratie entstand und in den römischen der Rechtsstaat praktiziert wurde. Zwar gingen diese Ansätze vielfach in den Stürmen der Völkerwanderung verloren, doch erlebte die Stadt im Mittelalter eine neue Blüte.

Es entstanden neben dem Feudalsystem neue politische und ökonomische Einheiten, welche in steigendem Maße ihre Angelegenheiten selbst entschieden, eigene Gerichtsbarkeit einrichteten, die nach ebensolchem Recht entschieden und wohldefinierte Eigentumsrechte begründeten. Wirtschaftlich beruhten sie zumeist auf Märkten, gingen jedoch immer stärker zur handwerklichen Produktion über. Sie betrieben regionalen Handel, welcher sich immer stärker auch zu interregionalem wandelte, dessen rechtliche Voraussetzungen sie gleichfalls schufen. Sie blieben, sieht man von Klöstern ab, auch Zentren des kirchlichen Lebens, woraus sich allmählich Schulen sowie Universitäten entwickelten. So erwuch-

sen vor allem in Deutschland und Italien weitgehend unabhängige Machtzentren, welche als Basis für das Auftreten neuer Geistesrichtungen, wie Humanismus, Renaissance und Aufklärung, gesehen werden können, ebenso wie sie die Voraussetzungen für neue wirtschaftliche Entwicklungen schufen. Diese Prozesse vollzogen sich ausschließlich in Europa, jedoch auch dort in unterschiedlichem Ausmaß.

Angesichts der Bedeutung dieses Themas ist jede Studie zu begrüßen, welche sich mit dieser Frage befasst und neue Aspekte herausarbeitet. Das gilt auch für die vorliegende. Darin geben zunächst Michel Pauly und Martina Stercken einen Überblick über die historische Entwicklung der europäischen Stadt. Hierbei weisen sie auf die bemerkenswerte Konstanz der regionalen wie sozialen Struktur des Städtetetzes vom frühen Mittelalter bis in das 19. Jh. hin. Relevant scheint auch der Umstand, dass zwar in den Städten die Basis der späteren Demokratie gelegt wurde, diese aber nicht die Fähigkeit zur Bildung von Territorialstaaten entfalteten. Selbst mächtige Städtebünde, wie die Hanse, zeigten keine Ansätze zu einer solchen Entwicklung. Das geschah nur unter massivem äußerem Druck, wie im Falle der Schweiz und jenem der Niederlande. Dieser Schritt blieb den fürstlichen Territorialherrschern vorgehalten.

Katalin Szende analysiert die Voraussetzungen der Stadtgründung im lateinischen Westen, welche in hohem Maße ökonomisch determiniert waren, wenngleich auch politischen Elementen eine Rolle zukam. Daraus entwickelte sich ein System der zentralen Orte, welches Christaller und Lösch theoretisch untermauert und auf des-

sen Konstanz schon Pauly und Stercken hingewiesen hatten.

Martin Scheutz widmet sich dem Kern der sozialen und politischen Entwicklung in den europäischen Städten, dem Bürgerbegriff und dem Bürgerrecht. Ersterer reicht bis in die Antike zurück und lässt sich grundsätzlich mit dem Charakter der Autonomie, der Selbstregierung umschreiben. Das Bürgerrecht des Mittelalters blieb an gewisse Voraussetzungen, wie etwa Hausbesitz, gebunden, musste formal bestätigt und stetig erneuert werden. Es dokumentierte die enge soziale Verflechtung im Ort. Auf solche Bürger entfiel, einschließlich der Familienangehörigen, nur etwa ein Drittel der Stadtbevölkerung, der Rest zählte zu Bewohnern minderen Rechts. Die Bürger erfreuten sich zahlreicher Privilegien – eines der wichtigsten scheint der Weinausschank gewesen zu sein –, aber ebenso hatten sie Pflichten zu erfüllen, wie den Kriegsdienst.

Die spezifische Entwicklung im westeuropäischen Raum wird in der gänzlich andersgearteten im byzantinischen Raum deutlich. Albrecht Berger betont, dass die dramatischen Gebietsverluste dieses Staates an Slawen und Araber praktisch keine autonome städtische Entwicklung außerhalb Konstantinopels erlaubten. Die verbliebenen Orte wurden von Bischöfen oder Militärkommandanten regiert. Andererseits blieb „Konstantinopel ... als Sitz des Kaiserhofs und, seit dem siebten Jahrhunderts, als einziges verbliebenes politisches Zentrum des oströmischen Reiches noch lange Zeit eine typische Haupt- und Residenzstadt spätantiker Prägung, in der die alten politischen Institutionen weiter bestanden“ (S.169). Damit blieb auch der antike Bildungskanon, mit der

Verachtung physischer Arbeit, aktuell, wodurch das Entstehen gerade jener Schicht verhindert wurde, welche die westeuropäischen Städte trug. Maßgebend blieben die Aristokraten mit Lati-fundienbesitz außerhalb der Stadt. Eine Änderung dieser Verhaltensweisen zeichnete sich erst in den letzten Jahrzehnten vor 1453 ab. Diese Tendenz bestätigt Claudia Rapp in ihrer Untersuchung über die Leitvorstellungen für die Stadt in der byzantinischen Gedankenwelt. Daran vermochte auch das Christentum nichts zu ändern. An die Stelle der Agora trat die Kirche.

Dagegen vermeint Elisabeth Gruber solche Leitvorstellungen im lateinischen Westen zunächst metaphorisch und ambivalent als „Himmlisches Jerusalem“ oder „Hure Babylon“ zu finden. Auch sei die Stadt aus monastischer Sicht kritisch gesehen worden. Später wären Stadtbeschreibungen verschiedenster Art in den Vordergrund getreten. Doch stellt sich die Frage, ob mittelalterliche Autoren nicht auch systematisch die – vor allem ökonomischen – Existenzbedingungen der Stadt ins Auge gefasst hatten. Das gilt sicherlich für den von der Autorin zitierten Thomas von Aquin, aber auch etwa für Luca Pacioli, den Erfinder der doppelten Buchführung, oder Francesco di Balduccio Pegollotti mit seinem Buch „Pratica della mercatura“ oder L. Alberti mit „Del governo della famiglia“.

Gerrit Jasper Schenk widmet sich der Frage, wie weit man von der Stadt als „sakralem Raum“ sprechen könne und wie sich dieser manifestierte sowie veränderte. Festzuhalten bleibt, trotz aller Vielfalt der Ausprägungen des Glaubens, dass die westeuropäische Stadt des Mittelalters durch eine intensive Religiosität ihrer Bürger gekennzeichnet war. Die Silhouette dieser

Orte war durch die Stadtmauern und die Kirchtürme geprägt. Jede erwählte einen heiligen Patron. Offensichtlich intensivierte die religiöse Gemeinschaft die politische Kompaktheit der Bürgerschaft, freilich ohne ihr Streben nach Autonomie und Unabhängigkeit sowie die Weiterentwicklung von Schulen und Universitäten zu behindern.

In der Zusammenfassung weist Peter Schreiner noch einmal explizit darauf hin, dass weder den Einwohnern Konstantinopels noch der wenigen verbliebenen Orte außerhalb der Metropole irgendwelche Rechte zur Selbstverwaltung gewährt worden seien. Auch hätten sich diese gar nicht als Stadtbürger, sondern als Angehörige des

oströmischen Kaiserreiches gefühlt. Bihrer hebt in seinem abschließenden Beitrag dagegen die Dynamik der westeuropäischen Stadt hervor.

Hier konnte nur ein Teil der umfassenden Studie besprochen werden, vor allem jene Artikel, welche sich mit der eingangs erwähnten Rolle der Stadt für die europäische Entwicklung befassten. Der Band enthält noch eine Reihe weiterer interessanter – auch methodologischer – Untersuchungen. Die Arbeiten sind, in der Tradition deutschsprachiger Historiker, breit und ausführlich, mit vielen Fußnoten, angelegt. Das Buch ist allen Interessierten zu empfehlen.

Felix Butschek